

Bedingungsloses Grundeinkommen

als Antwort auf die Krise der Arbeitsgesellschaft

Herausgegeben von
Manuel Franzmann

**VELBRÜCK
WISSENSCHAFT**

Inhalt

Vorwort 7

Manuel Franzmann

Einleitung. Kulturelle Abwehrformationen gegen
die »Krise der Arbeitsgesellschaft« und ihre Lösung:
Die Demokratisierung der geistesaristokratischen Maße 11

Die Faulheitspolizei im Einsatz

Ausgewählte Karikaturen von Greser & Lenz 104

I. ZUR ALLGEMEINEN KRISENDIAGNOSE

Ulrich Oevermann

Kann Arbeitsleistung weiterhin als basales Kriterium
der Verteilungsgerechtigkeit dienen? 111

Gerhard Schildt

Die Abnahme der Arbeitszeit – ein säkularer Trend 127

II. FALLREKONSTRUKTIONEN

Eva Daniels, Manuel Franzmann, Matthias Jung

Die »Krise der Arbeitsgesellschaft« in Interviews mit Adoleszenten.
Welche Auswirkungen hätte ein bedingungsloses Grund-
einkommen auf ihr Leben? 167

Olaf Behrend, Wolfgang Ludwig-Mayerhofer, Ariadne Sondermann

Kritik der reinen Aktivierung. Analysen zu Praxis und Deutungs-
mustern professioneller Arbeitsvermittler und Arbeitsloser mitsamt
Überlegungen zu sozialpolitischen Folgen eines bedingungslosen
Grundeinkommens 197

Johannes Suci, Thomas Franke

Eine sozialpsychologische Strukturhypothese zur Krise
der Arbeitsgesellschaft 248

Erste Auflage 2010

© Velbrück Wissenschaft, Weilerswist 2010

www.velbrueck-wissenschaft.de

Druck: Hubert & Co, Göttingen

Printed in Germany

ISBN 978-3-938808-76-4

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

| | |
|--|-----|
| Matthias Müller, Michael Opielka Die Werte des Grundeinkommens. Eine qualitative Analyse von Gruppendiskussionen | 267 |
|--|-----|

III. ZU FRAGEN DER REALISIERUNG DES GRUNDEINKOMMENS

| | |
|--|-----|
| Götz W. Werner, André Presse Revolutionär denken, evolutionär handeln. Methodische Überlegungen zur Einführung eines bedingungslosen Grundeinkommens | 309 |
| Georg Vobruba Zielgenauigkeit versus Akzeptanz. Das Realisationsdilemma der Grundeinkommensidee | 317 |
| Yannick Vanderborght, Philippe Van Parijs Das bedingungslose Grundeinkommen. Ein Blick auf seine politische Realisierbarkeit | 329 |
| Manuel Franzmann Die Krankenversicherungsprämie im »Bürgergeld«-Konzept von Dieter Althaus. Zur Frage der Kombination des bedingungs- losen Grundeinkommens mit anderen Reformelementen | 360 |
| Ingmar Kumpmann Das Problem der Finanzierung eines bedingungslosen Grundeinkommens | 369 |
| Jörn Lamla Authentizitätsmythos und Verbraucherautonomie. Über soziale Wertschätzung im kulturellen Kapitalismus und verbleibende Pfade in die »Nachknappheitsgesellschaft« | 392 |
| Hinweise zu den Autoren | 420 |

Vorwort

Die Beiträge dieses Sammelbands gehen zum überwiegenden Teil auf Vorträge zurück, die am 14. und 15. Juli 2006 auf einem sozialwissenschaftlichen Workshop mit dem Titel »Krise der ›Arbeitsgesellschaft‹ – Transformation zur ›Grundeinkommensgesellschaft‹? Diskurse, Deutungsmuster und Habitusformationen im Wandel« an der Goethe-Universität in Frankfurt am Main gehalten wurden. Die Mehrzahl der Beiträge stellen somit Ausarbeitungen dieser Vorträge dar. Aber es wurden auch einige Texte ergänzt. Darüber hinaus enthält das Buch Zeichnungen der regelmäßig für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, den *Stern* und die Satirezeitschrift *Titanic* arbeitenden Aschaffener Karikaturisten Achim Greser und Heribert Lenz (www.greser-lenz.de). Beide haben, besonders während der Regierungszeit von Gerhard Schröder, immer wieder Erscheinungen der Arbeitsmarktkrise aufgespießt und karikiert, sodass ihre Zeichnungen der analytisch-begrifflichen Auseinandersetzung mit der »Krise der Arbeitsgesellschaft«, wie sie in den Textbeiträgen erfolgt, eine anschaulich-künstlerische hinzufügen. Die Karikaturen rufen manches Phänomen einer Ära in Erinnerung, von deren gesellschaftlicher Atmosphäre und Diskursformation wir uns in rasantem Tempo zu entfernen scheinen.

Sammelband wie Workshop waren ursprünglich als kontroverse Thematisierung der Diagnose einer »Krise der Arbeitsgesellschaft« und des Grundeinkommensvorschlags angelegt. Da jedoch das umfangreiche Bemühen um eine Teilnahme dezidierter Kritiker bzw. Vertreter konkurrierender Krisendiagnosen im Laufe der Jahre 2005 und 2006, also in einer Zeit, in welcher die neuere Grundeinkommensdiskussion ihren Durchbruch erst noch vor sich hatte, am Ende nur wenig Früchte trug, hat sich der Fokus verschoben zu einer Thematisierung, in der weniger die Kontroverse als das ins Detail gehende Verfolgen der analytischen Spur, die durch den Titel angedeutet wird, im Zentrum steht.¹

In der etwas länger geratenen, in das Thema einführenden Einleitung wird an ausgewählten Fällen die – naturgemäß höchst umstrittene – Deutung entwickelt, dass das Fallenlassen der Diagnose einer »Krise der Arbeitsgesellschaft«, wie es im Laufe der 1980er und 1990er Jahre im allgemeinen zu konstatieren war, zu einem wesentlichen Teil kulturell-wertbezogenen Abwehrformationen geschuldet ist, die sich – wie von Hannah Arendt im Grunde vorausgeahnt – in den 1980er Jahren in Reaktion auf den sich in der Diskussion als Lösung abzeichnenden

1 Heute würde es angesichts der Breite, die die neuere Grundeinkommensdiskussion mittlerweile erlangt hat, sicherlich leichter fallen, kontroverse Beiträge zusammenzubekommen.

Vorschlag eines bedingungslosen Grundeinkommens bildeten zur Verteidigung der hergebrachten, tief verwurzelten, an Erwerbsarbeit gebundenen Leistungsethik. Der erste Teil hat die allgemeine Diagnose einer »Krise der Arbeitsgesellschaft« zum Gegenstand, die mit einem bislang noch nicht gedruckten Text von Ulrich Oevermann aus dem Jahr 1983 auf historische und zugleich auf eine sicherlich weiterhin bedeutsame systematische Weise vergegenwärtigt wird, bevor dann Gerhard Schildt Ergebnisse seiner umfangreichen Auswertung historischer Datenbestände zur Entwicklung des Arbeitsvolumens in Deutschland präsentiert und diskutiert, welche die Existenz eines säkularen Trends zum Sinken des Arbeitsvolumens bekräftigen, auf den sich Oevermann in seiner Krisendiagnose stützt. Oevermanns Text wurde nicht nur wegen seiner unter der Literatur zur »Krise der Arbeitsgesellschaft« aus den 1980er Jahren sicherlich herausragenden soziologisch-analytischen Qualität ausgewählt, sondern auch deswegen, um für den Leser den theoretischen Hintergrund zu dokumentieren, der für die Organisation des Workshops, aus dem dieser Sammelband hervorgegangen ist, leitend war. Darüber hinaus sind unter den Autoren dieses Sammelbands auch einige Schüler Oevermanns, die von dessen Analysen geprägt wurden. Im zweiten Teil folgen Beiträge, die Fallrekonstruktionen zum Gegenstand haben und der erwähnten Krisendiagnose wie auch den voraussichtlichen Konsequenzen eines bedingungslosen Grundeinkommens am Material nachspüren. Der dritte und letzte Teil versammelt Texte, in denen es um verschiedene Fragen zur Realisierung eines Grundeinkommens geht.

Der erwähnte Workshop fand im Rahmen des an der Goethe-Universität in Frankfurt am Main angesiedelten Forschungskollegs und Sonderforschungsbereichs 435 »Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel« der Deutschen Forschungsgemeinschaft statt, die ihn zum überwiegenden Teil finanziert hat. Er wurde vom Herausgeber mit tatkräftiger Unterstützung folgender Kollegen organisiert: Eva Daniels, Andreas Franzmann, Ulrich Kloos, Axel Jansen, Matthias Jung, Hendrik Muijsson, Ulrich Oevermann, Christian Pawlytta, Julia Ritter, Anne Schäfers, Oliver Schmidtke, Alexander Timme, Maria Woinowski, Katharina und Benjamin Worch. Diesen sei hier herzlich für ihre Mithilfe gedankt, ohne die der Workshop nicht durchführbar gewesen wäre. Dank gilt auch der Josef-Popper-Nährpflicht-Stiftung (www.popper.uni-frankfurt.de), die sich an der Finanzierung beteiligte; Holger Detmering von der Frankfurter Medien-Design-Agentur bimbambuu (www.bimbambuu.com), der die Videoaufzeichnung der im Rahmen des Workshops abgehaltenen Podiumsdiskussion zwischen Ulrich Oevermann, Philippe Van Parijs, Georg Vobruba und Götz W. Werner als Sachspende besorgt hat;²

2 Die Videoaufzeichnung ist unter folgenden Internetadressen verfügbar:

Olaf Deneberger von der Frankfurter Kommunikationsdesign-Agentur Bluedivison, der das Veranstaltungsplakat des Workshops gestaltet und gestiftet hat; Greser & Lenz FAZ, die eine Karikatur für das Veranstaltungsplakat der Podiumsdiskussion zur Verfügung gestellt haben; einem Frankfurter Grafiker und einer Druckerei, die dieses Plakat unentgeltlich gestaltet sowie gedruckt haben und ungenannt bleiben wollten. Das vorliegende Buch wurde durch Mittel des schon erwähnten Sonderforschungsbereichs 435 und des Präsidiums der Frankfurter Goethe-Universität finanziert. Für Abdruckerlaubnisse gilt dem Campus Verlag (Frankfurt/M. New York), Olzog Verlag (München), wiederum Greser & Lenz FAZ, sowie Meinhard Miegel und Stefanie Wahl Dank.

<http://publikationen.ub.uni-frankfurt.de/volltexte/2006/3092/html/video.html>

<http://www.archive.org/details/GrundeinkommenAlsAntwortAufKriseVideo>

<http://www.bedingungsloses-grundeinkommen.de>

Ein Transkript dieser Diskussion steht unter der zitierfähigen Internetadresse <http://publikationen.ub.uni-frankfurt.de/volltexte/2009/7245/> zur Verfügung.

Eva Daniels, Manuel Franzmann,
Matthias Jung
Die Krise der Arbeitsgesellschaft in
Interviews mit Adoleszenten

Welche Auswirkungen hätte ein bedingungsloses
Grundeinkommen auf ihr Leben?

Das soziologische Forschungsprojekt »Praxis als Erzeugungsquelle von Wissen«, aus dem die in diesem Aufsatz dargestellten Forschungsergebnisse hervorgegangen sind¹, untersucht, wie sich in der praktischen Bewältigung der Adoleszenzkrise Erfahrung konstituiert und an diesem privilegierten Ort der Entstehung des Neuen gesellschaftliche Transformationsprozesse in Gang kommen. In der Phase dieser Krise muss sich das sich bildende Subjekt gegenüber den drei unvermeidbaren Bewährungsdimensionen des Lebens – individueller Leistung in einer Berufswelt, zukünftiger Elternschaft und dem zum Gemeinwohl zu leistenden Beitrag als Staatsbürger – stabil positionieren. Datengrundlage der Untersuchung bilden nichtstandardisierte Interviews mit Adoleszenten, die mit der Methode der Objektiven Hermeneutik ausgewertet werden. Wir möchten im Folgenden die Frage erhellen, inwiefern sich die Krise der Arbeitsgesellschaft in diesen Adoleszenteninterviews abbildet. Zu diesem Zweck sollen drei Fälle exemplarisch vorgestellt werden, indem wir jeweils kurz die Fallrekonstruktion skizzieren und dann auf dieser Grundlage fragen, wie diese Adoleszenten jeweils reagieren würden, wenn sie dauerhaft keine Arbeit fänden, und welche Folgen es je konkret für ihr Leben hätte, wenn es ein bedingungsloses Grundeinkommen gäbe.

Am Anfang soll ein Fall stehen, der ein vergleichsweise traditionalistisches Modell der Adoleszenzkrisenbewältigung verkörpert und der sich daher als Kontrastfolie für die anderen, stärker individuierten Fälle gut eignet.

1 Das Forschungsprojekt wird von Ulrich Oevermann geleitet und gehört als Teilprojekt D3 dem Sonderforschungsbereich 435 »Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel« der Universität Frankfurt am Main an. Dem Projekt gehört neben Oevermann und den Autoren dieses Aufsatzes auch Andreas Franzmann an. An der Forschungsarbeit waren darüber hinaus häufig Zehra Dabagci, Julia Labonté und Anne Schäfers beteiligt. An den hier dargestellten Forschungsergebnissen haben alle diese Personen, im besonderen Ulrich Oevermann, Anteil, obgleich für diesen Aufsatz die Autoren allein verantwortlich zeichnen.

Fall 1: Herr S.
Traditionale männliche Adoleszenz eines Einwanderers
der zweiten Generation

Es handelt sich um Herrn S., einen 21-jährigen, in Deutschland geborenen und aufgewachsenen Spanier. Die Eltern haben ihre Kindheit in Spanien verbracht und kamen jeweils mit den Großeltern von Herrn S. Anfang der 1970er Jahre nach Deutschland.² Die Familie der Mutter stammt aus Kastilien, die des Vaters aus Andalusien. Die Eltern haben außer Herrn S. noch eine vier Jahre ältere Tochter, und blickt man auf die Familienkonstellation insgesamt, so kann man die Prognose wagen, dass Herr S. mit seiner Position als jüngstes Kind und einziger Sohn mit älterer Schwester ein Verwöhnungskandidat ist, was sich möglicherweise retardierend auf seine Entwicklung ausgewirkt hat. Außerdem ist seine Mutter stark absorbiert durch die Pflege der krebserkrankten Großmutter, die nach Spanien zurückgekehrt und dort von der Mutter zunächst betreut worden war und dann wieder mit ihr nach Deutschland kam.

Kennzeichnend für die Schul- und Ausbildungskarriere von Herrn S. ist eine »Bewegung des Nachholens«. Er scheiterte zunächst am Hauptschulabschluss, musste eine Klasse wiederholen und wurde von mehreren Schulen verwiesen, bis er schließlich über die Vermittlung des Arbeitsamtes in einer von Sozialpädagogen betreuten Einrichtung den Hauptschulabschluss nachholen konnte. In dieser Zeit durchlief er auch ein halbjähriges Praktikum in einer Zimmerei. Nach seinem Abschluss begann er eine Lehre als Dachdecker, die er nicht beendete, da ihm bereits nach einem Jahr aufgrund seines Fehlverhaltens gekündigt wurde. Es schloss sich eine zweijährige Zeit der Arbeitslosigkeit an, in der er sich in »Nebenjobs«³ verdingte, gegenwärtig durchläuft er eine dreijährige Ausbildung in einem Programm zur Eingliederung Benachteiligter in den Arbeitsmarkt mit dem Ziel, den Gesellenbrief als Maurer bzw. Hochbauafacharbeiter zu erlangen. Diese Ausbildung bezeichnet er selbst als seine »letzte Chance«. Er hat sich mit der Hilfe seiner Freundin, mit der er zusammenziehen möchte, von seinem ehemaligen Freundeskreis, der einen schlechten Einfluss auf ihn hatte, distanziert, sein Bestreben gilt nun dem Einschwenken in die Bahnen einer Normalbiographie mit einem Arbeitsplatz und der Vorbereitung einer Familiengründung.

² Der Vater kam im Alter von zwölf Jahren nach Deutschland, im Falle der Mutter ist ihr Alter zum Zeitpunkt der Übersiedlung nicht bekannt; die Eltern von Herrn S. lernten sich in der deutschen Schule kennen.

³ »Nebenjobs«, wie er es nennt, ist in diesem Zusammenhang eine etwas merkwürdige Bezeichnung, weil sie impliziert, dass es daneben noch einen »eigentlichen«, einen »Hauptjob« gibt.

Betrachten wir vor diesem Hintergrund nun Ausschnitte aus dem Interview zu seinem Werdegang. Zum Abbruch seiner Dachdeckerlehre merkt er an:

Zeile 24–26
ich hab's sehr leicht genommen ich hab immer Blödsinn gemacht und (.) dann wurd ich halt gekündigt,⁴

Damit spricht er sein eigenes Verschulden deutlich aus, ohne Ausreden zu suchen, indem er sich etwa auf den Einfluss anderer oder auf ungünstige Umstände beruft. Diese biographische Entgleisung ist ihm eher unangenehm, jedenfalls ist er auf sie nicht stolz und er versucht auch nicht, sie herunterzuspielen.

26–32
un dann war ich zwei Jahre lang arbeitslos gewesen. (..)
I: Äh gekündigt in in der Ausbildung? Oder wie, (S: mhm) ach so (.) mhm
S: Wurd ich dann gekündigt. ja un dann war ich zwei Jahre lang arbeitslos gewesen, (2 Sek) hab ich noch mehr (lacht verlegen) Müll gebaut eigentlich, (.) un jetzt hab ich halt die Ausbildung hier bekommen. un jetzt muss ich mich halt richtig anstrengen. dass es was wird, (I: mhm)

4 Notationskonventionen:

| | |
|--------------|---|
| S | Herr S. |
| I | Interviewer |
| (uv) | unverständlich |
| # | Abbruch |
| (.) | kurze Pause |
| (..) | deutliche Pause |
| (...) | längere Pause (bis 2 Sekunden lang) |
| (X Sek) | Pause (ab 2 Sekunden) von X Sekunden Länge |
| ?...? | bei unsicherer Verschriftung steht der betreffende Text zwischen Fragezeichen |
| [] | Überlappungen/Simultansprechen des markierten Textabschnitts |
| : | Dehnung (nach gedehnter Silbe) |
| hh | hörbares Atmen |
| (lacht etc.) | außersprachliche Handlungen/Ereignisse |
| (X) | Einschübe |
| , | leicht steigende Intonation |
| ? | steigende Intonation |
| . | fallende Intonation |
| XXX | Großschrift markiert eine sprachliche Betonung |

Die Kündigung als solche war ihm noch nicht »Warnschuss« genug, er setzte seinen »lockeren« Lebenswandel weiter fort. Der »Müll«, den er gebaut hat, wird vermutlich vor allem auf das Gebiet der Kleinkriminalität zu beziehen sein. Dass er dies nun überhaupt als »Müll« bezeichnet, zeigt seinen gewonnenen Abstand und sein Unrechtsbewusstsein.

33–37

I: Was was was is das wenn sie sagen ich hab Müll gebaut oder Blödsinn gemacht?

S: Ei ja schon straffällische Sachen, (I: mhmm n also (.) [nämlich?] äh) also Schlägereien, Diebstahl ham mer gemacht, (4 Sek) war halt immer im Vollsuff gewesen, also immer was getrunken mitten in der Woche dann ma geklaut zum Beispiel, oder am Wochenende weg gewesen un immer geschlagen, (I: mhmm)

Herr S. führt hier mit der Formulierung »ham mer gemacht« (»mer« ist dialektal für »wir«) ein Kollektiv ein, in dem wohl maßgeblich die Ursache für das zu suchen ist, was er zuvor als »Müll« charakterisierte, d. h. in anderer Gesellschaft hätte sich seine Lebenskrise vermutlich in anderer Weise geäußert. Gleichwohl versteckt er sich nicht hinter diesem Kollektiv, sondern übernimmt selbst die Verantwortung für sein Handeln. Ihm gelang in diesem Zeitraum keine geregelte Lebensführung, und er sieht ihn im Nachhinein als umnachtet. Dass er »halt immer im Vollsuff gewesen« war, ist in Anbetracht seiner Tätigkeit als Dachdecker natürlich besonders prekär, und vermutlich ist hier auch ein Grund für die Kündigung zu suchen. Dennoch ist Herr S. nicht habituell kriminell, er redet mit einer gewissen Scham über ein Kapitel in seinem Leben, mit dem er abgeschlossen hat. Seine Entgleisungen geben ein klassisches Beispiel für das abweichende Verhalten in der Phase der Adoleszenz in Gestalt einer auf diese Phase beschränkten Übergangskriminalität, die nicht zu einer manifesten kriminellen Karriere führt, weil der Adoleszente aus eigenen Kräften die Wende schafft.

38–39

I: Mit (.) wen ham sie da geschlagen? oder wie kam das zustande dass sie da in Schlägereien verwickelt wurden?

Die Frage des Interviewers enthält eine interessante Korrektur von »mit wem haben sie sich da geschlagen« zu »wen haben sie da geschlagen«. Die erste Lesart impliziert eine Art einvernehmliches Sich-Schlagen, wie es zum Beispiel aus dem Hooligan-Milieu bekannt ist.

40

S: Des geht einfach so (lacht) (3 Sek)

Das heißt, es bedarf keines besonderen Anlasses, denn die Bereitschaft, sich zu prügeln, ist latent ständig vorhanden. Die Schlägerei dient nicht

der Lösung eines Konfliktes, sondern sie ist Selbstzweck, und man gerät in eine solche Schlägerei nicht irgendwie hinein, sondern man legt es darauf an. Auffallend ist der Wechsel vom Imperfekt in der Frage zum Präsens in der Antwort; Herr S. formuliert damit eine Art Gesetzmäßigkeit, die immer noch gilt, was ein Hinweis darauf sein mag, dass er immer noch rückfallgefährdet ist, auch wenn er nun eine gewisse Distanz gewonnen hat. Insofern wird der Abstand von dieser früheren Lebensphase, den er explizit für sich reklamiert, durch die Art und Weise, wie er sich über diese Vorfälle äußert, ein wenig konterkariert.

40

manche konnten auch nix dafür,

Das bedeutet kehrseitig, dass die meisten etwas dafür konnten, auch sie haben einen Anlass für eine Schlägerei gesucht. Einige wurden von ihm verprügelt, obwohl sie eigentlich nicht auf eine Schlägerei aus waren, und diese tun ihm im Nachhinein ein wenig Leid.

40–42

aber ich hab mich dann komplett jetzt von dem Freundeskreis entfernt also ich hab mit den Leuten überhaupt nix mehr zu tun,

Er spricht in dieser glaubwürdigen Distanzierung nicht von *seinem*, sondern von *dem* Freundeskreis, was bereits einen gewissen Abstand ausdrückt. Es ist anzunehmen, dass er sich von seinem peer-group-artigen Freundeskreis durch die Partnerschaft mit seiner Freundin gelöst hat. Die Zugehörigkeit zu einer Peergroup, in der sich in der Latenzzeit⁵ Personen gleichen Geschlechtes und gleichen Alters zusammenfinden, ist einerseits eine notwendige Etappe im Bildungsprozess, die dem Individuum dabei hilft, sich von seiner Herkunftsfamilie zu lösen, von der Peergroup selbst muss es sich aber wiederum auch lösen, was im Normalfall durch das Eingehen einer Partnerschaft geschieht. Die Mitglieder der Clique, der er angehörte, lehnt er nun in toto ab und differenziert nicht zwischen ihnen, was zeigt, dass ihn mit den Mitgliedern keine individuierten Freundschaften verbanden.

42

(..) ja. jetzt streng ich mich halt für die Ausbildung an (.)

Dieser Darstellung nach hat es fast den Anschein, als sei nun die Ausbildung an die Stelle der Schlägereien getreten.

⁵ In der psychoanalytischen Theorie der psychosexuellen Entwicklung bezeichnet »Latenzzeit« den Zeitraum zwischen dem durch den Untergang des Ödipuskomplexes markierten Ende der infantilen Sexualität im fünften oder sechsten Lebensjahr und dem Einsetzen der Pubertät.

42-43

ich will jetzt auch mit meiner Freundin zusammenziehen (.)

Das Beziehen einer gemeinsamen Wohnung mit der Freundin koinzidiert mit den anderen biographischen Zäsuren. Die Partnerschaft ist für ihn im Alltag eine Stütze für den Ausstieg aus der Clique, er kehrt zur Bewältigung seiner biographischen Krise nicht in den Schoß seiner Herkunftsfamilie zurück, sondern versucht, sie gemeinsam mit seiner Freundin zu meistern. Die Beziehung zu ihr ist eine über den Bruch mit seinem alten Leben hinweg, d.h. sie muss in ihm damals bereits etwas gesehen haben, was faktisch noch gar nicht verwirklicht war, sie war geduldig und in ihrem Urteil sicher, umgekehrt hat er sich mit ihr auch eine Freundin gesucht, die seine Bemühungen unterstützt. Die Freundin ist eine zusätzliche Urteilsinstanz in seinem Leben, er musste keine psychopathogenen Antriebe überwinden, die Androhung des Verlassens durch die Freundin war ausreichend. Die gemeinsame Wohnung ist eine wichtige Scharnierstelle im Übergang von einer »bloß« adoleszenztypischen Partnerschaft zu einer Gattenbeziehung, der Überführung der Außeralltäglichkeit des Verliebtseins in den Alltag. Die Bewährungsdimensionen individuelle Leistung und Familiengründung spricht er von sich aus an (Ausbildung und Zusammenziehen mit der Freundin), das Gemeinwohl kommt dagegen nicht ausdrücklich vor. Bezüglich dieser Dimension befindet er sich subjektiv noch in einem Moratorium, in dem man noch keinen eigenen Beitrag zu Gemeinwohl zu leisten hat. Bei Herrn S. ist die Bewältigung der Adoleszenzkrise nicht einfach nur die Korrektur einer Entgleisung, sondern eine transitorische Phase, in der er etwas erwirbt. Er bewältigt eine normale Adoleszenzkrise in sehr traditioneller Form, seinen Beitrag zum Gemeinwohl führt er nicht explizit aus; dieser besteht darin, dass er wieder in die Normalität zurückkehrt.

Bezüglich der Clique ist nachzutragen, dass ihr Anführer bereits 30 Jahre alt war, und über sie äußert sich Herr S. in der Rückschau folgendermaßen:

151-154

es war halt wahrscheinlich immer nur de Coole raushängen lassen vor den Freunden (4 Sek) ja irgendwann hab ich gemerkt dass es eigentlich gar net so Freunde sind, (4 Sek) weil durch den hat ich eigentlich viel Probleme gehabt (3 Sek)

»Coolness« ist eine lediglich gespielte Souveränität, eine bloße Inszenierung, keine tatsächliche Souveränität als Ausdruck von Reife im Sinne des Vermögens, auch angesichts von Krisen nicht die Nerven zu verlieren. Die Angehörigen der Clique sind, wie er erkannte, für ihn keine Freunde, weil sie seinen auf eine Normalbiographie gerichteten Aspirationen im Wege stehen. Dies kam ihm aber erst im Kontrast zu der Zuwendung, die er durch seine Freundin erfuhr, zu Bewusstsein. Nicht

die Cliquenmitglieder haben sich geändert, sondern sein Blick auf sie. Wie er an anderer Stelle ausführt, spielte für die hinsichtlich krimineller Aktivitäten recht umtriebigen Cliquenmitglieder eine gelebte Sexualität und der damit verbundene Versuch, eine reife Partnerschaft aufzunehmen, keine Rolle. In dieser Hinsicht waren sie schamhaft, hilflos und infantil, sodass man von einer Stagnation der Unreife sprechen könnte. Sie gelangten nicht zu der Ausbildung einer reifen Sexualität und halten im Grunde an der Latenzphase fest. Mit ihrem verantwortungsverweigernden Hedonismus, über den Herr S. hinaus gelangt ist, bilden sie eine hermetische, deindividuierte Gemeinschaft, was zwar konstitutiv für eine Peergroup ist, aber dann problematisch wird, wenn sich die Peergroup solcher Inhalte annimmt wie die Clique von Herrn S., und manifest pathologisch wird es, wenn sich Dreißigjährige dort in ihrer Dauerlatenz einrichten. Auffällig ist der Wechsel vom Plural zum Singular (»weil durch *den* hat ich eigentlich viel Probleme gehabt«). Herrn S. steht dabei anscheinend eine bestimmte Person vor Augen, nämlich das älteste Gruppenmitglied, das gewissermaßen eine Leithammelposition einnimmt und in dem Zustand der Latenzzeit verharret.

Was folgt nun aus der Fallanalyse für unsere Fragestellung? Das traditionalistische Muster, das sich in Herrn S. verkörpert, kann nur funktionieren in der klassischen Arbeitsgesellschaft, in der genügend Arbeit vorhanden ist. Er gerät jedoch sofort in Krisen, wenn das Arbeitsvolumen abnimmt, da er mit seiner geringen Qualifikation sich nicht sicher sein kann, auch in Zukunft Arbeit zu finden. In einer Gesellschaft mit genügend Arbeit würde er nicht auffällig werden, gerät er aber in die Arbeitslosigkeit, so wird ihm all das genommen, worauf seine Bewährungsbemühungen abzielen. Ihm würde der Boden unter den Füßen weggezogen, und er würde seine mühsam erworbene Selbstachtung verlieren. Ohne ein funktionales Äquivalent zur Erwerbsarbeit in Gestalt eines bedingungslosen Grundeinkommens wäre sein Leben zerstört, obwohl er den Willen und alle Anlagen dazu hat, ein normales Leben zu führen. Im Unterschied zu den anderen, im Folgenden zu diskutierenden Fällen ist er nicht individuiert genug, um sich qua Ich-Leistung einen individuellen, die Lebenspraxis mit Sinn erfüllenden Bewährungsmythos zu schaffen. Wenn Herr S. ohne Grundeinkommen aus dem Arbeitsmarkt herausfiel, dann wären Sozialpathologien unvermeidlich, weil er vor sich selbst gescheitert wäre. Auch mit künstlich geschaffener Arbeit wäre ihm nicht geholfen – als Beleg für sein Gespür für derartige Veranstaltungen mit inszenatorischem Charakter sei eine Sequenz zitiert, in der sich Herr S. über die Schule äußert, in welcher er von Sozialpädagogen betreut den Hauptschulabschluss nachholte:

591–597

S: Ähm des war eigentlich net ne richtische Schule. des warn Sozialpädagogen wo wir dort hatten, (I: mhm) äh da hatten wir dann auch en (.) lang Langzeitpraktikum gehabt, [...] ja un des war halt ganz simpler Unterricht eigentlich. (I: mhm) wir ham wir ham ja Ausflüge gemacht (I: mhm) so (.) und ja am Ende des Jahres wo wir dann fertisch warn hatten wir dann ne Prüfung gehabt, un da ham mir dann unsern Hauptschulabschluss bekommen. (3 Sek)

Hier artikuliert sich ein klares Bewusstsein davon, dass dies »keine richtige Schule« war, sondern die Schüler von den Sozialpädagogen zu einem Abschluss durchgeschleust wurden. Diese Maßnahme ließ er über sich ergehen, weil sie die Voraussetzung dafür war, überhaupt einen Beruf erlernen zu können. Eine solche Inszenierung, wie sie auch eine künstlich geschaffene Arbeit wäre, könnte aber niemals praktisch sinnerfüllend für ihn sein, vielmehr würde er sich dann erst recht zurückgesetzt und ausgegrenzt fühlen. Herr S. benötigt ein Einkommen, das nicht an Bedingungen geknüpft ist, zur Vermeidung einer Stigmatisierung, auf die er sozial pathologisch reagieren würde.

Fall 2: Frau G.

Ländlicher Traditionalismus in der Krise

Wir fahren mit der Darstellung des Falles einer zum Zeitpunkt des Interviews 18-jährigen Gymnasiastin aus einer nordhessischen Kleinstadt fort, die ebenfalls einem eher traditionalistischen Herkunftsmilieu entstammt und nach ihrer subjektiven Einschätzung eine weitgehend krisenlose Adoleszenzzeit erlebt, sich objektiv betrachtet jedoch in einer um so größeren Krise befindet.

Sowohl Frau G.s Eltern als auch ihre Großeltern stammen aus der nordhessischen Kleinstadt, die in einer strukturschwachen, von der nachindustrialisierten Wirtschaftsentwicklung tendenziell abgekoppelten, landwirtschaftlich wenig ertragreichen und vom reformierten Protestantismus geprägten Gegend liegt.

Frau G.s Eltern sind bodenständige, heimatverbundene Einwohner der Kleinstadt, die nach dem Besuch der Hauptschule handwerkliche Berufe erlernt haben. Der Vater ist Schreinermeister, und die Mutter absolvierte eine Ausbildung als Schneiderin. Die beiden Großväter von Frau G. übten ebenfalls den Schreinerberuf aus, sodass man sagen kann, dass Frau G.s Familie fest im klassischen traditionellen Handwerkermilieu verankert ist. Frau G.s Eltern haben früh geheiratet, drei Kinder bekommen und entsprechen dem Typus des konformen, tüchtigen »Normalbürgers«.

Wie macht sich in diesem Milieu die Krise der Arbeitsgesellschaft

bemerkbar? Der gesellschaftliche Wandel und die Arbeitsmarkttransformationen, die insbesondere in ländlichen Gegenden zu verzeichnen sind, finden in dem beruflichen Werdegang von Frau G.s Vater eine Exemplifikation: Zunächst war er selbständiger Schreiner, musste die zunehmend schlechter laufende Schreinerei jedoch aufgeben, war daraufhin eine zeitlang arbeitslos und ist heute lohnabhängig Beschäftigter einer außerhalb des Heimatortes gelegenen Firma.

Die gesellschaftlichen Strukturen, die das kleinstädtisch-dörfliche Milieu getragen haben, lösen sich sukzessive auf, ein traditionelles Handwerkerleben ist kaum noch möglich und die dörfliche Arbeitswelt in der hergebrachten Form existiert nicht mehr. Die Menschen in Frau G.s Umfeld erfahren gesellschaftliche Transformationen, in deren Zuge auch eine Urbanisierung ländlicher Regionen erfolgte, die im wesentlichen auf die Einflussnahme der flächendeckend sich verbreitenden modernen Massenmedien wie Radio und Fernsehen sowie auf die Bildungsexpansion und die deutliche Verbesserung der ländlichen Bildungseinrichtungen zurückzuführen ist. Inzwischen ist es als Normalität anzusehen, dass die Kinder aus dem tüchtigen, ländlich-handwerklich geprägten Traditionsmilieu Abitur machen und an der allgemeinen Bildungsexpansion partizipieren. Möglicherweise haben die Menschen aus Frau G.s Milieu noch nicht realisiert, dass sie eine gesellschaftliche Krise erfahren, aber die Ereignisse, die Hinweise darauf geben können, werden sich häufen, traditionelle Erwerbsformen in Landwirtschaft und Handwerk verschwinden ersatzlos, und die Menschen werden die Erfahrung machen, dass ihre Kinder eine viel bessere Schulausbildung erhalten haben als sie selbst, einen vergleichsweise riesigen Bildungsaufstieg machen und gleichzeitig keine Garantien dafür haben, angemessene Arbeitsplätze zu finden.

Vor diesem Hintergrund möchten wir zeigen, auf welche Weise Frau G. ihre Situation als adoleszente Kleinstadtbewohnerin beurteilt, wie ihre eigene Krisendiagnose aussieht und in welcher Krisensituation sie sich objektiv befindet.

Frau G. lebt mit ihren Eltern und zwei jüngeren Brüdern in der Kleinstadt. Von dem einen Bruder wissen wir, dass er mit mäßigem Erfolg die Hauptschule besucht; von dem zweiten Bruder ist nichts bekannt. Ego selbst besucht zum Zeitpunkt des Interviews die 12. Klasse des Kleinstadtgymnasiums. Durch Fleiß und stures Lernen hat sie es bisher geschafft, gute Noten zu schreiben. Angetrieben wird sie dabei von einer tief verinnerlichten rigiden Leistungsethik, die unter anderem in der folgenden Äußerung zum Ausdruck kommt:

99–104

G: *Also bis zur zehnten Schuljahr da hab ich gewusst wenn ich das lerne und dann schreib ich auch gute Noten, und dann kann ich das auch. und wenn ich net lerne dann bin ich selber dran schuld dann läuft's halt nich so das is jetzt vielleicht in der Oberstufe net mehr ganz so, (I: mhm) also dann lernt ma vielleicht viel und es is nich mehr das so en positives Ergebnis, aber es is halt immer so. entweder man macht was und man erreicht was oder man lässt's bleiben und erreicht halt nix (I: mhm) so seh ich das (lacht)*

Interessant ist hier, dass sie die Erfolgchancen in der Mittelstufe und in der Oberstufe differenziert betrachtet. In der Mittelstufe kann der schulische Erfolg noch durch pures Büffeln sichergestellt werden, während sich der Erfolg in der Oberstufe nicht mehr allein durch stures Lernen einzustellen vermag. Abgesehen von der zunehmenden Komplexität der Lerninhalte wird von den Schülern in dieser Phase eine individuiertere Herangehensweise an den Unterrichtsstoff erwartet, in die auch die Erfahrungen aus Bildungsprozessen einfließen, die sich jenseits der bloßen schulischen Stoffvermittlung vollziehen. Individuierende Bildungsprozesse sind der aus einem bildungsfernen Milieu stammenden Frau G. jedoch fremd. Der Bildungsprozess findet bei ihr unbewusst statt durch Zugehörigkeit zu ihrem Herkunftsmilieu, dessen Deutungsmuster sie übernimmt. Entsprechend ist bei ihr Studieren gleich bedeutend mit »dumm in der Gegend rumsitzen« (Zeile 202), und ein freiwilliges soziales Jahr findet sie wörtlich »total bescheuert« (Zeile 212), denn man verdient dabei nichts und es bietet keinen Avancementvorteil hinsichtlich der eigenen Berufskarriere, und insofern ist es für Frau G. leistungsethisch nicht vertretbare verschenkte Zeit. Dass ein freiwilliges soziales Jahr Orientierungszeit, Erfahrungen, Individuierungschancen und gemeinwohlorientierte Betätigungsmöglichkeiten bietet, ist für Frau G. uninteressant und wird von ihr auch gar nicht wahrgenommen, was allerdings für ihr Herkunftsmilieu nicht untypisch ist.

Frau G. hat das Bedürfnis, den bevorstehenden Schulabschluss auszu-schöpfen und eine dem Abitur gemäße Berufsausbildung zu absolvieren, wofür sie ihren Heimatort entweder verlassen müsste oder täglich weite Pendelstrecken zu einer Stadt, die entsprechende Ausbildungsmöglichkeiten bietet, in Kauf zu nehmen hätte. Ursprünglich hatte sie die Idee, Grundschullehrerin zu werden, die sie allerdings umstandslos und ohne Bedauern wieder verwarf, als sie sich vor Augen führte, dass dieser Beruf, wie sie glaubt, »total überlaufen« (Zeile 26) ist. Aufgrund statistischer Erwägungen ließ sie von ihrem ursprünglichen Berufswunsch, der wie sie sagt, »auch nicht SO stark« (Zeile 40) war, wieder ab. Hier wie auch an anderen Stellen des Interviews zeigt sich, dass sie keine inhaltliche, materiale Bindung an eine Sache hat, sondern bei der Berufswahl lediglich nach statistischen Erfolgsaussichten geht und formal rational

vor allem um Statussicherung bemüht ist. Sie hat das Bedürfnis, einen akzeptablen Berufsstatus in der geordneten, modernen und ihrem Herkunftsmilieu an sich fern liegenden Dienstleistungswelt einzunehmen. Zu ihrem aktuellen Berufswunsch führt sie Folgendes aus:

45–52

G: *Ja ich würd jetzt gern Polizistin werden. des hat jetzt gar nix mit Kindern zu tun (I: mhm) aber (I: mhm)*
 I: *Des sin beides äh Dienste die äh im Staats Staatsdienst sind. ne?*
 G: *Ja aber da drum ging's mir jetzt eigentlich nich. (Störgeräusche) also ?darum? hab ich mir das nich ausgesucht. (I: aha (.)) und was was war des) ja aber ja doch eigentlich denkt man ja auch ja dann is man Beamter und dann kann einem auch nix mehr passiern. später. is natürlich auch als ich hab genuch Bekannte die sin also die Hälfte von meinen Freunden die sin alle arbeitslos. zur Zeit (lacht) (I: ja?) die älteren ja*

Indem Frau G. zunächst von sich weist, dass es ihr bei der Berufswahl unabhängig von konkreten Berufsinhalten hauptsächlich darum ginge, im Staatsdienst zu stehen, trägt sie ihrem Bewusstsein darüber Rechnung, dass ein solches Motiv insbesondere in ihrem handwerklich geprägten Herkunftsmilieu, in dem Staatsdiener nicht selten als nichtsnutzige »Sesselfurzer« verunglimpft werden, nicht sonderlich gesellschaftsfähig ist. Sprachlich gerät sie bei dem Versuch, über ihre eigentliche Motivation Auskunft zu geben, schwer ins Schleudern, und am Ende des sprachlichen Lavierens kommt doch nur heraus, dass man dann Beamter ist. Sie delegiert ihre Adoleszenzkrisenbewältigung weitgehend an einen Sicherheit und Schutz vor Arbeitslosigkeit verheißenden, institutionellen Karriereweg, dem sie sich subsumiert. Eine individuierte Herangehensweise an die Berufsfindung ist bei Frau G. nicht auszumachen.

Gefragt nach den Schwierigkeiten, die ihr bei der Bewältigung ihrer Adoleszenzkrisen im Hinblick auf die universellen Bewährungsdimensionen des Lebens möglicherweise begegnen, äußert Frau G.:

13–15

G: *Ja. ich seh das eigentlich gar nich so schlimm alles. (.) also ich denk nich dass das so schwierig wird ich mein das is vielleicht auch noch en Unterschied ja ob man jetzt vom hier eher vom Dorf kommt oder aus ner großen Stadt (I: mhm) (uv) ja.*

In Verbindung mit der Krisenfrage wird die Polarität von Traditionalismus und Moderne sofort thematisch. Frau G. spürt die gesellschaftlichen Transformationen und die Krisenhaftigkeit, lokalisiert diese jedoch in der Stadt, die sie sich, wie an anderen Interviewstellen deutlich wird, chaotisch und kompliziert vorstellt. Sie unterstellt, dass

in der Stadt alles viel schwieriger und krisenhafter sei als auf dem Dorf, in dem das Milieu noch überschaubar sei und die Zugehörigkeiten viel klarer seien. Frau G. zieht sich positiv identifiziert auf ihr dörfliches Ausgangsmilieu zurück und kann aus dieser sicheren Verwurzelung heraus sagen, dass eigentlich alles gar nicht so schlimm sei. Nach ihrer Einschätzung können die dörflichen Institutionen und Traditionen für die eigene Lebensführung nach wie vor beruhigende, krisenabwendende Entlastungen bieten, d.h. man muss nicht ständig Entscheidungen treffen, denn diese sind für einen bereits getroffen, und man muss nur dem Milieu ordentlich zugehören und der Tradition verbunden sein, dann wird man mit ihr durch das Leben getragen.

Eine solche Einschätzung wird jedoch immer unrealistischer, denn faktisch macht sich die gesellschaftliche Krise insbesondere auch im Hinblick auf die Arbeitsmarkttransformationen auf dem Land stärker bemerkbar als in der Stadt, die viel mehr Alternativen und Möglichkeiten bietet, Krisen zu bewältigen. Für Frau G. wäre ein Leben außerhalb der Traditionsgeleitetheit jedoch schwierig und krisenhaft, da sie in diesem Falle autonome Entscheidungen treffen müsste, wofür ihr keine Muster zur Verfügung stehen. Dass die Gemeinschaft, aus der sie kommt, als solche in einer schweren Transformationskrise ist und in Auflösung begriffen ist, sieht Frau G. nicht. Sie ist gelassen. Die Interviewsequenz setzt sich folgendermaßen fort:

16-21

I: Und was wenn sie sagen es es wird nich SO schwierig ähm (2 Sek) ähm sehen sie dann (.) überhaupt keine Schwierigkeit, oder wo sehen sie die Schwierigkeiten

G: Mh also ich denk ma also ICH mach mir jetzt da gar keine so großen Gedanken drüber weil ich mein wir machen hier Abitur, und (.) also wär ich jetzt irgendwie auf der Hauptschule oder so dann würd ich da vielleicht mehr Angst haben. aber so find ich wird schon irgendwie alles klar# gehen man findet Arbeit bestimmt, auch wenn's alles net so toll aussieht aber (.) ja.

Die Formulierung: »weil ich mein wir machen hier Abitur« dient nicht dazu, dem Interviewer etwas mitzuteilen, was dieser ohnehin schon weiß, sondern soll argumentationsstrategisch eine Begründung für ihre Gelassenheit abgeben: sie bringt zum Ausdruck, dass sie in der Provinz auch das Abitur machen kann und dadurch ein Ausfalltor zur Moderne qua Bildungsbeteiligung hat. In Verbindung mit der Verankerung in einem stabilen traditionellen Milieu fühlt sie sich für die Zukunft gut gerüstet. Dass sie das Ausfalltor jedoch nicht in voller Konsequenz nutzen möchte, wird an späterer Stelle deutlich, als sie die Frage, ob sie sich vorstellen kann, eines Tages wegzuziehen, vehement verneint, obwohl sie höchstwahrscheinlich in der Nähe ihres Heimatortes weder ihre

Ausbildung wird absolvieren noch ihren künftigen Beruf wird ausüben können. Ihr bliebe also nichts anderes übrig, als eine von vornherein auf Dauer angelegte Pendlerexistenz in Kauf zu nehmen.

Die Adoleszenzkrisebewältigung findet bei Frau G. durch möglichst langes Verbleiben in der Traditionslinie ihres Herkunftsmilieus statt. Sie delegiert die Adoleszenzkrisebewältigung an die Tradition, und von daher kann man sagen, dass bei ihr subjektiv gar keine Adoleszenzkrise vorhanden ist. Objektiv betrachtet ist sie daher, ohne es zu wissen, in einer schweren Krise, denn ihr fehlt dadurch, dass sie die autonome, individuierende Krisenbewältigung und die bewusste Positionierung gegenüber den zentralen Bewährungsdimensionen des Lebens verweigert, das Rüstzeug und das Krisenbewältigungspotential, das erforderlich ist, um ein Leben außerhalb ihrer traditionellen Welt, und zumal im schweren und viel Fingerspitzengefühl und Krisenfestigkeit erfordernden Polizeidienst, gut zu bestehen.

Wir möchten nun noch eine Interviewsequenz vorstellen, in der unter anderem Frau G.s Eingebundenheit in die Loyalität ihrer Herkunftsfamilie zum Ausdruck kommt:

105-122

I: Ja und des ähm (...) das is so ne Art Lebensauffassung die die sie haben ne? was ist denn jetzt wenn ähm (3 Sek) ja, wenn wenn's eben doch nich so so leicht von der Hand geht, was machen sie en dann? (G: mh.) wenn sie jetzt (...) es gibt ja auch viel viele können ja viele äh (...) Gründe geben warum ein ein äh Weg den man gehen will nich sich nich gleich so glatt dann äh darstellt und man nich so leicht reinkommt (3 Sek)

G: Mh. (3 Sek) ja. ich seh das alles nich so schlimm. weil ich denk also es wird sich schon irgendjemand dann um mich kümmern allein also meine Eltern oder (.) ja. keine Ahnung, ich mein (.) es is ja auch nich so dass man gleich in Armut lebt wenn man irgendwie keine Arbeit hat. also man kriecht ja dann auch Arbeitslosengeld, und also die die ich kenne die lassen sich's auch ganz gut gehen so von daher (I: mhm) find ich das nich so schlimm (lacht) (4 Sek)

I: Und wen ham sie da so vor Augen, wenn sie denken dass dass sich jemand um sie kümmert?

G: Ja. Familie (3 Sek) ja Verwandte

I: Und in welcher Weise würden die sich um sie kümmern? dann? wie würden sie, (3 Sek)

G: Ja auf jeden Fall finanziell erst ma. keine [Ah (I: mhm)] ja. (...) aber ich würd dann halt wieder selber irgendwas tun Initiative ergreifen, weil ich jetzt nich mein Leben lang dann irgendwie jemandem auf der Tasche liegen will. des is find ich auch nich so gut. (lacht)

Frau G. lässt keinen Zweifel daran, dass sie im Fall einer möglichen Arbeitslosigkeit auf eine funktionierende, umfassende Familien- und Verwandtschaftsloyalität zählen könnte, sodass es für sie nicht so schlimm käme. Sollte Frau G., was nicht unwahrscheinlich ist, das Einschwenken in die Polizeiaufbahn gelingen, würde sie jedoch höchstwahrscheinlich nicht in die Lage einer Unterstützungsbedürftigen geraten, sondern mit Fleiß, Durchhaltevermögen und getrieben von ihrem Ordnungsdenken und dem Leistungsethos ihren Dienst versehen und sich selbst versorgen können.

Ein Bruder von Frau G. hat hingegen, wie anfangs bereits erwähnt, als mäßiger Hauptschüler den Bildungsaufstieg verpasst und wird mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit auf dem Arbeitsmarkt nicht Tritt fassen können, sodass er auf die Unterstützung der Familie angewiesen sein wird. Die Familie wird sich finanziell anstrengen und die Folgen des voraussehbaren beruflichen Scheiterns des Bruders, das nicht nur das Produkt seines persönlichen Unvermögens, sondern zum Teil auch ein Produkt der Krise der Arbeitsgesellschaft ist, versuchen aufzufangen. Mit der Selbstverständlichkeit, mit der Frau G. im Falle eines Falles Alimentierung erwarten würde, wird auch sie als Teil des milieutypischen familiären Versorgungssystems Unterstützung geben, und sei es nur in der Form, dass sie hinnehmen wird, dass finanzielle Reserven und das Familienvermögen, das auch ihr zustehen würde, sukzessive aufgezehrt werden durch diejenigen Familienmitglieder, die es nicht mehr schaffen, sich in der modernen Welt selbst über Wasser zu halten. Sicherlich würde versucht, die Fassade einer gelingenden ordentlichen und tüchtigen milieutypischen Existenz so lange wie möglich aufrechtzuerhalten, was Frau G.s Familie möglicherweise aufreiben und auf Dauer in den finanziellen Ruin treiben würde. Ein bedingungsloses Grundeinkommen würde traditionellen Milieus helfen, deren Arbeitswelt im Wegbrechen begriffen ist, ohne dass sich innerhalb des Milieus Alternativen auftun, die geeignet sind, die eigene Existenz dauerhaft zu sichern. Der Zwang, an dem gesellschaftlichen Bildungsaufstieg zu partizipieren, um außerhalb des Herkunftsmilieus unterzukommen, würde abgemildert.

Frau G. selbst wird wahrscheinlich nicht in die Lage geraten, auf ein bedingungsloses Grundeinkommen angewiesen zu sein, denn sie ist tief durchdrungen von einer Leistungsethik, die sie dazu antreibt, um jeden Preis eine angemessene und Sicherheit versprechende Arbeitsstelle zu ergattern und insofern dem nach wie vor geltenden Normalmodell des leistungsbereiten Erwerbstätigen zu entsprechen und einer befürchteten Stigmatisierung zu entgehen. In Frau G.s Weltbild sind diejenigen, die keine Arbeit finden, selbst daran schuld, denn sie unterstellt, dass die Betroffenen sich zu wenig angestrengt haben und nicht genügend kompromiss- und opferbereit waren, um auf dem Arbeitsmarkt zu reüssieren. Frau G.s Gerechtigkeitsempfinden würde wahrscheinlich emp-

findlich gestört, wenn alle Staatsbürger, also auch die in ihren Augen faulen, arbeitsscheuen oder anderweitig selbstverschuldet unfähigen Zeitgenossen, unterschiedslos ein Grundeinkommen erhielten und der sanktionierende Zugriff des Staates auf diese dann ehemaligen Hartz IV-Empfänger entfele. Die bei Frau G. vorherrschenden Deutungsmuster sind sicherlich weit verbreitet, und die an Erwerbsarbeit gebundene Leistungsethik dient nach wie vor als Legitimationsquelle für ein Modell von Verteilungsgerechtigkeit, demzufolge die Teilhabe am gesellschaftlichen Wohlstand grundsätzlich die Teilhabe am Arbeitsmarkt voraussetzt. Vermutlich würde ein bedingungsloses Grundeinkommen diese Ausformung der Leistungsethik mit der Zeit aufweichen und die mit ihr verbundenen Gerechtigkeitsvorstellungen zur Transformation bringen. Aber vielleicht stellte sich die hergebrachte Leistungsethik auch als äußerst resistent heraus.

Fall 3: Frau K. Individuierte Adoleszenz und Autonomie im großstädtisch-bildungsbürgerlichen Milieu

Der dritte, die Reihe beschließende Fall zeichnet sich durch eine sehr individuierte, autonome Form von Adoleszenzkrisebewältigung aus. Es handelt sich um die 18-jährige Tochter (im Folgenden Frau K. genannt) eines deutschen Professors der Naturwissenschaften und einer englischen Architektin, die beide noch der 1968-Generation⁶ zuzurech-

⁶ Unter der 1968er Generation wird hier eine eng begrenzte Alterskohorte verstanden, enger als dies häufig geschieht: die von 1945 bis 1952 Geborenen, die sich in den 1960er Jahren inklusive dem namensgebenden Jahr 1968 in der Adoleszenzkrise befanden. Das Jahr 1945 markiert mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs und dem Fall der nationalsozialistischen Herrschaft eine grundlegende, generationendifferenzierende Zäsur. Die nach dieser Zäsur geborenen Kinder teilen flächendeckend das Privileg vollständiger Familien bzw. eines anwesenden Vaters, was nicht nur sozialisatorisch einen großen Unterschied macht (für die vor 1945 geborenen Kinder war der Verlust des Vaters ein Massenschicksal, über das sie sich individuell kaum beklagen konnten), sondern später auch ökonomisch ins Gewicht gefallen ist, da die Anwesenheit eines – im Normalfall erwerbstätigen – Vaters bedeutete, dass diese Eltern, die typischerweise nach der Devise »Unsere Kinder sollen es einmal besser haben« lebten, im Laufe ihres Lebens ein gewisses Vermögen für ihre Kinder ansparen und vererben konnten. Die »1968er« im Sinne einer Generation sind die Adoleszenten der 1960er Jahre. Sie sind nicht zu verwechseln mit den Wortführern der 1968er-Bewegung, die zum Teil deutlich älter sind, wie das häufig bei den Protagonisten des eine Generation prägenden Diskurses der Fall ist.

nen sind und mit ihrem einzigen Kind in einer deutschen Großstadt leben. Der Vater ist der Sprössling eines Mathematiklehrers und einer Musiklehrerin, die beide aus Siebenbürgen in Rumänien stammen. Auch er entstammt somit einem bildungsbürgerlichen Elternhaus. Mit seiner internationalen Wissenschaftlerkarriere (Berlin, London, USA, Heidelberg und eine weitere deutsche Großstadt) hat er sich von der nationalsozialistischen Vergangenheit, in die seine Eltern mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit ein Stück weit verstrickt waren⁷, erfolgreich abgewandt, das Bildungsbürgertum seiner Herkunftsfamilie internationalisiert und auf eine höhere Stufe gehoben. Die Mutter ist Tochter einer englischen Künstlerin und eines englischen Labour-Abgeordneten, dessen Vater Arzt war. Das Bildungsbürgertum hat also in Frau K.s Familie Tradition.

Was bedeutet diese Herkunft im Hinblick auf ihre Adoleszenzkrise? Die sich aus der Familiengeschichte für sie ergebenden Leistungsanforderungen sind ausgesprochen hoch. Sie muss, um in der Adoleszenzkrisebewältigung erfolgreich zu sein, das elitenhafte, internationalistische, bildungsbürgerliche Leistungsniveau des Vaters nach Möglichkeit halten, was nicht einfach sein dürfte – an eine Steigerung ist ohnehin kaum zu denken. Da sie das einzige Kind ist und auf ihr somit alle Hoffnungen ihrer Eltern im Hinblick auf eine Fortschreibung des erreichten sozialen Niveaus der Familie ruhen, sind die Erwartungen an sie besonders hoch. Auch bei der Partnerwahl steht sie unter Druck. Sie muss sehr selektiv sein und darauf achten, dass der Partner zu den Ansprüchen der Familie passt. Sie hat also ein ziemlich großes Ablösungsproblem, das primär durch ihre Herkunftsfamilie induziert ist und weniger durch die gesellschaftlichen Umstände.

Die verfügbaren Daten über ihren schulischen Werdegang liefern keinen Hinweis darauf, dass sie den Erwartungen bislang nicht gerecht werden können. Zum Zeitpunkt des Interviews besuchte sie im regulären Alter die 12. Schulklasse des Gymnasiums mit dem größten Elitenanspruch in der Stadt und einer zum bildungsbürgerlichen Elternhaus

Das Ende der die Adoleszenz der eigentlichen 1968er prägenden Periode markiert der Berliner Polizeimord an dem Studenten Benno Ohnesorg im namensgebenden Jahr 1968, ein Mord, der paradoxerweise das Ende der für die studentischen »68er« typischen bloß symbolischen Regelverletzung bewirkte. Der Mord leitete über zu einer Eskalationsdynamik in der politischen Auseinandersetzung bis hin zum linken Terrorismus der 1970er Jahre mit einem deutlich veränderten und ideologisch-verhärteten gesellschaftlichen Klima, das die Adoleszenten einer neuen Generation prägte.

⁷ Als Lehrer stand Frau K.s Großvater väterlicherseits im Staatsdienst und somit unter besonderem Loyalitätsdruck gegenüber dem nationalsozialistischen Staat.

passenden humanistischen Ausrichtung. In der elften Klasse war sie ein halbes Jahr in Paris, ein Aufenthalt, der natürlich nur zustande kommen konnte unter der Voraussetzung, dass sie und ihre Eltern am gleichen Strang zogen, was ein Indiz dafür ist, dass sie in der Realisierung der elitenhaften, internationalistischen Leistungsansprüche mit ihren Eltern halbwegs harmoniert und dass das Familienleben recht intakt ist.

Wenden wir uns nun Interviewausschnitten zu, die deutlich werden lassen, wie die vorherrschende Arbeitsmarktkrise in ihre Adoleszenzkrisebewältigung hineinwirkt. In seiner Eingangsfrage, die darauf abzielt, wie sie die Herausforderungen des Erwachsenwerdens in verschiedenen Hinsichten bewältigt, äußert der Interviewer, dass seine Kollegen und er sich die Bewältigung des Erwachsenwerdens »unter den gegenwärtigen Lebensbedingungen ziemlich kompliziert vorstellen«. Diese Bemerkung veranlasst sie zu einer Rückfrage, an deren Ende sie schließlich von sich aus das Thema Arbeitslosigkeit einführt:

II-14⁸

*K: meinen sie jetzt wegen der Arbeitslosigkeit und wegen solchen (.)
Bedingungen. dass das schwer ist*

*I: Ist ist stellt sich das für sie als ne Schwierigkeit dar? die sie (K:
Pff) beschäftigt?*

K: Ja:, schon in gewisser Weise

Der Interviewer umgeht die Erläuterung seiner offensichtlich nicht in jeder Hinsicht klaren Ausgangsformulierung, in dem er die von ihr in der Rückfrage exemplarisch genannte Arbeitslosigkeit seinerseits in einer neuen Frage aufgreift. Implizit bestätigt er ihr dadurch, dass sie mit ihrer Interpretation der Eingangsfrage richtig liegt. Sie lässt sich daraufhin auf die neue Frage bereitwillig ein. Sie bejaht die Frage, markiert allerdings sogleich mit »schon«, dass dieses Ja eine Konzession darstellt, und sie stellt mit »in gewisser Weise« schließlich auch noch klar, dass dieses Ja nur in einem bestimmten, noch auszuführenden Sinn zu verstehen ist. Offenbar legt sie Wert auf Abgrenzung und Differenzierung und scheint voreiligen Schlüssen vorbeugen zu wollen, zu denen sich der Interviewer aufgrund des Umstands veranlasst sehen könnte, dass sie das Thema Arbeitslosigkeit selbst eingeführt hat. So könnte er versucht sein, daraus zu schließen, dass sie sich Sorgen vor der Arbeitslosigkeit macht.

Auch wenn sie sich nicht in der Gefahr sieht, arbeitslos zu werden, sondern ihr die Arbeitslosigkeit auf andere Weise Schwierigkeiten bereitet, bleibt diese doch ein Problem für sie. Die aus der sozialisatorischen Konstellation abgeleitete Prognose, in ihrer Adoleszenzkrise dominiere das Problem der Erfüllung verinnerlichter Leistungsmaßstäbe ihres bil-

⁸ Notationskonventionen siehe Fußnote 4. K = Frau K.; I = Interviewer

dungsbürgerlichen Elternhauses, und Schwierigkeiten aufgrund gesellschaftlicher Bedingungen seien vor diesem Hintergrund für sie weniger ein Thema, muss daher ein Stück weit modifiziert werden. Zwar dürfte für sie weiterhin das Hauptproblem die Bewältigung der innerfamiliären Leistungsstandards sein. Aber die Arbeitslosigkeit scheint doch immerhin eine gesellschaftliche Randbedingung darzustellen, die ihr die Lösung dieses Problems erschwert. Sie scheint zu befürchten, dass es aufgrund der Arbeitslosigkeit für sie schwieriger sein könnte als noch für ihren Vater, die bildungsbürgerlichen Leistungsansprüche zu erfüllen. Dass auch für sie die Arbeitslosigkeit ein Thema ist, ist ein Indiz dafür, dass das Problem der Massenarbeitslosigkeit in seiner heutigen Ausprägung auch die »Geschäftsgrundlage« für die Privilegierten ändert und diese nicht vollständig verschont bleiben.

14-16

K: ich find irgendwie (.) dass (.) ne sehr große depressive Stimmung so was (.) was spätere Berufs ähm ziele angeht dass von vorneherein viel ausgeschlossen wird

Dem ersten Satz fehlt im Hauptsatz ein Verb. Nach dem Wort »angeht« müsste sinngemäß noch das Verb »vorherrscht« folgen. Der Satz bricht aber stattdessen ab. Trotzdem bleibt sein Sinngehalt leicht zu erschließen. Sie spricht nicht von der Arbeitslosigkeit als objektivem Problem sondern von einer subjektiven Stimmungslage. Da sie diese Stimmungslage im Rahmen der Frage, ob die Arbeitslosigkeit für sie eine Schwierigkeit darstelle, anführt, ist die vorherrschende »depressive Stimmung« demnach für sie ein hervorzuhebendes Merkmal der Schwierigkeit, die sie mit der Arbeitslosigkeit hat. Anscheinend empfindet sie die »depressive Stimmung« als Erschwernis ihrer Adoleszenzkrisebewältigung und darin insbesondere ihrer Berufswahl. Wen hat sie als Träger dieser »depressiven Stimmung« im Auge? Nicht allgemein die Öffentlichkeit, sondern ihre Altersgenossen und Peergroup, denn sie bezieht die Stimmungslage auf »spätere Berufsziele« und somit auf die Perspektive von Adoleszenten. Mit der depressiven Stimmung unter ihren Altersgenossen verbindet sie die Wahrnehmung, dass viele Altersgenossen bei der Berufswahl von vornherein viel ausschließen, was sich dem Inhalte nach auf prestigeträchtige, begehrte Berufe beziehen muss. Demnach sind viele Altersgenossen derart hoffnungslos, ihre Berufsträume realisieren zu können, dass sie diese von vornherein fallenlassen und stattdessen eine vermeintlich realistische Berufsperspektive wählen. Dieser Befund ist umso erstaunlicher, wenn man berücksichtigt, dass die Altersgenossen, mit denen sie Kontakt hat und über die sie sprechen kann, natürlich zum großen Teil die Mitschüler ihrer Schule sind und dass es sich bei dieser Schule um das »Elite-Gymnasium« der Stadt handelt. Wer wenn nicht diese Altersgenossen ist dazu in der Lage, seine Berufsträume zu

realisieren? Der Befund liefert somit ein weiteres Indiz dafür, dass die Arbeitsmarktkrise auch die Privilegierten nicht unberührt lässt.

Ob die Hoffnungslosigkeit und vorzeitige Aufgabe von Berufsträumen tatsächlich der objektiven Lage auf dem Arbeitsmarkt entspricht, lässt sie bemerkenswerter Weise offen. Sie versucht zu diesem Problemfeld Distanz zu wahren und sich nicht ihren jugendlichen Optimismus zerstören zu lassen, der für eine erfolgreiche Bewältigung der Adolezenzkrise natürlich entscheidend ist.

16-18

K: weil gesagt wird HIER gibt's keine Jobs DA gibt's keine Jobs und hh DA stehen die Leute schon jetzt mit zwanzich arbeitslos da, HIER sind sie schon grad nach em Studium und findnen keinen Beruf, und solche Sachen

Sie nennt nun den Grund, warum ihrer Ansicht nach viele Altersgenossen bei der Berufswahl Wunschvorstellungen von vornherein aufgeben. Der Grund lautet, dass bei vielen Berufen allgemein »gesagt werde«, es gebe dort keine Arbeitsplätze und man komme in sie als junger Mensch nach Ausbildung oder Studium gar nicht erst hinein. Demnach lassen sich viele Altersgenossen durch den skizzierten öffentlichen Diskurs über Berufschancen derart verunsichern und entmutigen, dass sie sich in der Folge ihre Berufsträume von vornherein aus dem Kopf schlagen. Frau K. hingegen versagt in ihrem jugendlichen Optimismus diesem öffentlichen Diskurs einstweilen die volle Anerkennung, ohne jedoch auszuschließen, dass an den vielfach schlechten Beschäftigungsprognosen etwas dran sein könnte. Sie möchte sich auf diese Weise Handlungsspielraum bewahren. Die Relevanz des Diskurses und des in ihm behaupteten objektiven Tatbestandes mangelnder Beschäftigungschancen bei vielen Berufen besteht für sie nicht darin, dass die Gefahr besteht, überhaupt keinen Arbeitsplatz zu finden, sondern darin, dass die freie Berufswahl ausgehebelt wird. Sie unterstellt also wie selbstverständlich ein Modell, in dem Jugendliche Berufswünsche bzw. präferierte Berufe haben, die sie anstreben, und ihre Sorge ist, dass sich diese Berufswünsche angesichts des Arbeitsplatzmangels möglicherweise nicht realisieren lassen.

Die folgenden Interviewäußerungen betrachten wir nun kursorischer.

18-25

K: also was weiß ich Architektur oder Geschichte oder solche Sachen (.) da wird einem SOFORT immer abgeraten (?we? oder ?bä?) also ich nicht dass ich das jetzt unbedingt machen möchte aber wenn ich's machen würde dann würde man überall einfach auf auf äh Abratung stoßen eigentlich. (.) so wie ich das jetzt mitkrieg (.) also

insofern beschäftigt's mich schon, weil man sich schon auch überlegt, welchen Beruf man wählen könnte wo jetzt die Chancen nicht allzu schlecht sind ich denk (..) es gibt wenn man gut ist dann gibt's auch ähm (..) Berufe für (..) na ja in jedem Sektor wenn man wirklich gut ist

Auch hier zeigt sich wieder ihr Bemühen, sich Handlungsoptionen offen zu halten, Dinge möglichst lange auf Distanz zu halten, sich nicht vorzeitig festzulegen, sich abzugrenzen und ihre Privatsphäre – hier in Gestalt ihrer Berufsträume – zu schützen, was zusammengenommen auf einen hochindividuierten Charakter und ein sehr entwickeltes, anspruchsvolles Autonomiemodell verweist.

Architektur und Geschichte sind offenbar Studienfächer, mit denen sie geliebäugelt hat, auch wenn sie das nicht offen ausspricht. Sie schildert am Beispiel dieser Studienfächer ihre Erfahrungen mit dem entmutigenden öffentlichen Diskurs über Beschäftigungschancen: Man kommt darin gar nicht als unverwechselbares Individuum zur Geltung, sondern wird unumwunden, ohne Ansehen der Person (»sofort« »immer«) unter vorgefasste Schemata einer an Durchschnittswerten orientierten formalen, »betriebswirtschaftlichen« Rationalität subsumiert. In ihrem konzidierenden Duktus (»schon«) drückt sich aus, dass für sie die Frage der Abschätzung der Berufschancen (»welchen Beruf man wählen könnte«) etwas Lästiges ist. Es ist für sie eine Konzession an äußere Zwangsbedingungen, die ihrem entwickelten Autonomieselbstbild schon widersprechen und eine Zumutung in punkto Fremdbestimmung und Unterwerfung darstellen.

Am Ende des Interviewausschnitts kommt der schon zu erwartende elitenhafte Anspruch zutage: Wenn sie wirklich gut ist, dann wird es ihr auch gelingen, einen der knappen, begehrten Arbeitsplätze zu erlangen und den gewünschten Beruf zu realisieren, und sie versucht genau darauf zu setzen, stellt also hohe Ansprüche an sich selbst. Angesichts ihres Elternhauses hat ihr Optimismus auch ein bisschen etwas von Zweckoptimismus, denn um dessen hohen Ansprüchen gerecht werden zu können, muss sie auch einen solchen Optimismus haben, sonst hat sie von vorneherein verloren.

Es schält sich immer deutlicher heraus, welche »Schwierigkeit« für sie aus der Arbeitsmarktkrise resultiert: Ihre Herausforderung besteht in einer individuierten, neigungsbezogenen Berufsfindung, die sie gegen an Durchschnittsparametern orientierte, von allen Seiten kommende »gute Ratschläge« und gegen den Mainstream des an Kriterien der formalen betriebswirtschaftlichen Rationalität orientierten Diskurses zu bewältigen hat. Das kommt auf anschauliche Weise in folgender Äußerung an späterer Stelle zum Ausdruck.

35–38

K: es gab auch grade en Artikel im (.) Stern war des glaub ich, den fand ich äh fand ich en bisschen schade dass solche Artikel überhaupt publiziert werden das war so mit der so Berufsampel, dass rot grün gelb und so [...] Physikstudium und äh BWL und solche Sachen, Wirtschaftswisch Wirtschaftswissenschaften und solche Sachen, haben da die besten Chancen. äh und die anderen Sachen und so was find ich einfach find ich schade das das das verbreitet irgendwie irgendwie so ne depressive Stimmung

Die depressive Stimmung, von der sie wiederholt spricht, erscheint interessanterweise als depressive Stimmung gehobenen Inhalts. Sie gründet nicht so sehr in der Befürchtung, keinen Arbeitsplatz abzubekommen, sondern vor allem beruflich nicht das machen zu können, was man will. Und sie empfindet es offenbar als eine Art Kulturverlust, dass die genannten Berufe – vor allem »BWL und solche Sachen«, über die sie sehr distanziert, offenbar mit Widerwillen spricht – in der technokratischen Berufsberatungspraxis, auf dem Arbeitsmarkt und in der Gesellschaft ein so hohes Ansehen genießen.

Die Resistenz gegen den allgemeinen verbetriebswirtschaftlichten Diskurs wird sie aus ihrem bildungsbürgerlichen Elternhaus haben und ist Ausfluss ihrer entwickelten Autonomie und ihres Selbstvertrauens, das auf ein gelungenes Familienleben und ausreichende emotionale Zuwendung verweist. Dass das Familienleben sehr gelungen sein muss, belegt auch der Umstand, dass sie sich ein Leben in einer zukünftigen eigenen Familie als sehr erfüllend vorzustellen weiß und dass sie im Falle des Konflikts zwischen Familie und Berufstätigkeit erstaunlicherweise der Familie den Vorrang zu geben geneigt ist:

230–240

»also es gibt halt noch die Fra noch die Frage als Frau, ob man ob man als Frau später Familie oder Beruf wählen möchte also oder ob man das verbinden kann, und: ich denk das is ne Frage mit der man sich dann später auseinander setzen muss. (...) also man muss dann schauen wie's wie's kommt, und was ob man ob man das verbinden kann, oder das eine aufgeben muss zugunsten des anderen, oder was einem wichtiger is, (.) also ich ich denk ich denk (.) ich kann mir nich vorstellen dass ich ne Familie zugunsten meines Berufes einfach also dass ich auf den die Gründung einer Familie zugunsten meines Berufes verzichten (.) wollen würde (I: mhm) des (.) fänd ich schade (.) und des find ich so karriere(.).orientiert sollte man find ich nicht sein (uv.) also ich glaub ich kann mir auch gut vorstellen dass ich mich in der Familie (.) sehr wohl fühlen würde

Wenn sie hier davon spricht, dass sie sich gut vorstellen kann, sich in der Familie sehr wohl zu fühlen, so bezieht sich diese Äußerung im gegeb-

nen thematischen Kontext zweifellos implizit auf die Kindererziehung als Mutter. Diese erstaunliche Prioritätensetzung erklärt sich natürlich nicht über den – insbesondere zum Zeitpunkt des Interviews – vorherrschenden Zeitgeist, von dem sie vielmehr gravierend abweicht, obwohl sie an anderer Stelle des Interviews dem alten Muster entspricht, dass derart autonomieorientierte Bürgerstöchter und -söhne sich politisch wie selbstverständlich im Spektrum Rot-Grün verorten, in dem eine sich der Kindererziehung zulasten der Berufstätigkeit widmende Frau tendenziell als vormodern und nicht-emanzipiert gilt bzw. verdächtigt wird. In der im Zitat zum Ausdruck kommenden hochdifferenzierten Auseinandersetzung mit der für sie ja besonders virulenten Problematik der Vereinbarkeit von Familie und Beruf stellt sie eine erstaunliche Resistenz gegenüber dominierenden Diskursformationen unter Beweis: Obwohl berufliche Selbstverwirklichung für sie als einzige Tochter eines erfolgreichen Professors und einer Architektin einen außerordentlich hohen Stellenwert hat, kann sie es sich nicht vorstellen, im Falle des Konflikts zwischen Familie und Beruf ihre Kinder in Betreuungseinrichtungen zu geben, wie das mittlerweile von allen politischen Parteien – selbst von den konservativen – als normal angesehen und gefördert wird, auch wenn dieser parteiübergreifende Konsens anlässlich der Kinderkrippenpolitik der CDU-Bundesfamilienministerin von der Leyen auch ein Stück weit in die Kontroverse geraten ist:

489–493

wenn ich vier Kinder hätte die ich zu Hause erziehen müsste, dann würd ich lieber die selber erziehen als jetzt ne äh ne Tagesmutter anzuschaffen und dann mein eigenes Geld da nebenbei zu verdienen (I: mhm) also des ich mir wär's wichtiger mir wär die Erziehung meiner Kinder wichtiger als die finanzielle Unabhängigkeit.

Sie würde aus heutiger Sicht im Konfliktfall am Anspruch, die Kinder selbst zu erziehen, notfalls zulasten der Berufstätigkeit festhalten, obwohl ihr die Vorstellung, in diesem Fall finanziell vom Ehemann abhängig zu sein, vor dem Hintergrund ihres hoch entwickelten Autonomiemodells absolut nicht behagt. Fast schon rührend äußert sie:

464–466

»ich find die den Gedanken so abhängig zu sein, und sozusagen SO gebunden zu sein also (.) ich bin lieber in andern Sachen an meinen Mann gebunden als in finanziellen Sachen.«

Es ist zu vermuten, dass ihr hinter der verklausulierten, wiederum ihre Privatheit schützenden Ausdrucksweise »ich bin lieber in andern Sachen an meinen Mann gebunden als ...« das romantische Modell einer auf Liebe beruhenden, individuierten Paarbeziehung vorschwebt. Wie sie später im Interview noch mal deutlich sagt, findet sie den Gedan-

ken, finanziell abhängig zu sein, insbesondere auch vom Ehegatten, »schrecklich«. Umso erstaunlicher ist ihre klare Prioritätensetzung zugunsten der Familie und der eigentätigen Kindererziehung. Im Hintergrund steht offensichtlich als Vorbild ihre Mutter, die sich mit anspruchsvoller Berufsausbildung und zeitweiser Berufstätigkeit im erlernten Architektenberuf eine längere Phase voll und ganz der Kindererziehung gewidmet hat und die gleichzeitig aus dem ererbten Immobilienvermögen ihrer englischen Herkunftsfamilie über eigene monatliche Mieteinkünfte verfügt, die so hoch sind, dass sie davon wohl alleine leben könnte. Ihre Mutter hat gewissermaßen verwirklicht, was Frau K. vorschwebt: Sie hat einen anspruchsvollen Beruf erlernt, in diesem auch gearbeitet, dann ihr Kind selbst erzogen, auch wenn dies zulasten ihrer Berufstätigkeit ging, um schließlich wieder berufstätig zu sein, und dies, ohne in der Zeit der Kindererziehung und der Nicht-Berufstätigkeit finanziell abhängig zu werden. Diese Privilegiertheit der Erbin eines ansehnlichen Familienvermögens würde durch ein bedingungsloses Grundeinkommen universalisiert. Jeder Mann und vor allem jede Frau würde mit ihm in der Problematik der Vereinbarkeit von Familie und Beruf eine basale finanzielle Unabhängigkeit und damit verbunden Entscheidungsfreiheit gewinnen.

Im Hinblick auf die verfahren Diskussion um die Familienpolitik der CDU-Bundesministerin von der Leyen eröffnet der Grundeinkommensvorschlag einen überraschenden Ausweg. Denn ein gravierender Nachteil der gegenwärtigen Politik des Ausbaus der Kinderbetreuungsinfrastruktur ist, dass sie im Rahmen des allgemeinen Festhaltens an Erwerbsarbeit als Normalmodell erfolgt. Sie interpretiert auch die Gleichberechtigung von Frauen unter den Vorzeichen dieses Modells. Für Mütter, die zeitweise auf Erwerbsarbeit verzichten wollen, um sich in den ersten Lebensjahren selbst um ihre Kinder kümmern zu können, dazu aber nicht die nötigen finanziellen Mittel haben, bedeutet dies, dass sie aus finanziellen Gründen tendenziell zur Erwerbsarbeit und zur Wahrnehmung von Fremdbetreuungsmöglichkeiten gezwungen sind. Eine Wahlfreiheit ist in diesem Fall kaum noch gegeben. Wenn diese Mütter dagegen über ein bedingungslos gewährtes Grundeinkommen in ausreichender Höhe verfügen würden, bedeutete eine ausgebaute Kinderbetreuungsinfrastruktur für sie tatsächlich eine Erweiterung ihrer Handlungsmöglichkeiten und verlöre diese Infrastruktur die Qualität einer Rahmenbedingung, die sie tendenziell in die Erwerbsarbeit drängt.

Betrachten wir abschließend einen Ausschnitt, in dem Frau K. die schon oben thematische »depressive Stimmung« unter ihren Altersgenossen mit der Situation der Generation ihrer Eltern, der 1968er-Generation, vergleicht.

54–62

I: *was meinen sie jetzt mit dieser depressiven Stimmung?*

K: *Ja halt dass man so (I: ganz allgemein?) ja so (I: oder nur jetzt in diese in diesen Bereichen?) nein dass dass sich überhaupt Leute in meinem Alter sich Sorgen machen ob sie später mal en Job kriegen oder nich. ich glaub das is was ganz Neues, ich gl also zumindest zumi bh eben wegen der wirtschaftlichen Lage auch. (...) ich glaub vor äh in der Generation von meinen Eltern zum Beispiel war des nich so. da ham die sich einfach fanden die was gut und ham's gemacht und ham nicht ham sich nich großartig ham sich auch nich so beraten lassen glaub ich*

Zunächst zeigt sich deutlich, wie sich ihr struktureller Adoleszenten-Optimismus regelrecht gegen die depressive Stimmung auflehnt und einen Kampf führt. Sie würde sicherlich zustimmen, dass man sich auch als junger Mensch durchaus Sorgen machen sollte, aber eben vor allem im Hinblick darauf, dass man sich bewährt und nicht um das Vorhandensein von genügend Bewährungschancen. Aufschlussreich ist die Formulierung »überhaupt in meinem Alter«, die darauf verweist, dass man als Jugendlicher von der Gemeinschaft fordern kann, dass sie einem Bewährungschancen eröffnet bzw. ein sinnvolles Leben ermöglicht.

Sie unterscheidet dabei kategorial nicht zwischen Sinnstiftung ganz allgemein und der Sinnstiftung in Gestalt der Erwerbsarbeit. Dass vor dem Hintergrund des langen historischen Trends eines kontinuierlich sinkenden Arbeitsvolumens zukünftig eine Bewährung auch jenseits der Sphäre der Erwerbsarbeit ermöglicht werden müsste, ist ein Gedanke, den sie noch nicht hat, was insofern nicht verwundern kann, als sie doch einer Schicht angehört, die aufgrund ihrer elitenhaften Leistung darauf hoffen kann, auch zukünftig noch einen Arbeitsplatz zu finden, sodass sich für sie der Abschied von Erwerbsarbeit als Sinnstiftung lebenspraktisch nicht aufzwingt. Die »Avantgarde« eines Abschieds von Erwerbsarbeit als Normalmodell und eines bedingungslosen Grundeinkommens müsste strukturell vor allem aus denjenigen bestehen, die nicht so gut ausgebildet und qualifiziert sind, dass sie wie selbstverständlich noch auf eine Beschäftigung hoffen können. Bei dieser Gruppe besteht allerdings das Hindernis, dass sie es schwer hat, von der »Avantgarde an sich« zur »Avantgarde für sich« zu werden, um eine Ausdrucksweise von Hegel und Marx zu verwenden. D.h. das Problem sind unter anderem die relativ ungünstigen Bedingungen für ein subjektives Begreifen der objektiven Interessenlage.

Frau K. könnte aufgrund ihrer intellektuellen Reflektiertheit und Differenziertheit tendenziell wie ein Soziologe über die Krise der Arbeitsgesellschaft und das Grundeinkommen rasonieren und sich auch gemeinwohlorientiert in der Öffentlichkeit für diesen Reformansatz intellektuell engagieren, aber sie kann sich nicht lebenspraktisch für

das Modell einer Selbstverwirklichung jenseits der Erwerbsarbeit entscheiden, ohne sich selbst bzw. ihre hohen elitenhaften Ansprüche dabei aufzugeben, denen zufolge sie so gut sein muss, dass sie dann ohnehin für einen der verbleibenden Arbeitsplätze qualifiziert ist. Wenn sie angesichts ihrer Herkunft keinen Arbeitsplatz fände, dann wäre das für sie eine Katastrophe, die nicht mit dem Verweis darauf abzumildern oder zu beseitigen wäre, dass zukünftig ohnehin nicht mehr alle Arbeit finden können.

Es liegt also eine Situation vor, in der diejenigen, die aufgrund ihres Denkhabitus und ihrer Reflektiertheit die Problematik der Krise der Arbeitsgesellschaft und die Notwendigkeit eines bedingungslosen Grundeinkommens am ehesten begreifen und öffentlich artikulieren können, von einem Grundeinkommen lebenspraktisch selbst oft unmittelbar gar nicht profitieren würden, wie umgekehrt diejenigen, die von dem Grundeinkommen am meisten hätten (die auf staatliche Transferzahlungen angewiesenen Personen, die als Bedürftige stigmatisiert sind), häufig am wenigsten die intellektuellen Voraussetzungen haben, es als Lösungsentwurf nachzuvollziehen oder zumindest es in der nötigen Differenziertheit in die Öffentlichkeit und die politische Auseinandersetzung hineinzutragen. Die gesellschaftliche Transformation in Richtung Grundeinkommen lässt sich angesichts dessen am ehesten als Zusammenspiel beider Gruppen vorstellen in Gestalt einer gemeinwohlorientierten intellektuellen Artikulation des Grundeinkommensvorschlags in der Öffentlichkeit auf der einen Seite und einer (eigen-) interessierten politischen Gefolgschaftsavantgarde gegenüber diesem Vorschlag insbesondere der Transferzahlungsempfänger (und potentiellen Transferzahlungsempfänger) auf der anderen Seite. Allerdings sollte man angesichts dieser stark vereinfachten Skizze nicht außer Acht lassen, dass das Grundeinkommen sekundär auch den Interessen einer Vielzahl weiterer Gruppen dienlich wäre: den Unternehmern, in dem es diese von der im Hinblick auf ihre eigentliche gesellschaftliche Aufgabe (das »Unternehmertum«) fesselnden Verpflichtung als »Arbeitgeber« befreite; den Arbeitnehmern, in dem es diese mit einer basalen ökonomischen Unabhängigkeit nicht zuletzt gegenüber den Arbeitgebern ausstattete; den Gewerkschaften, in dem es diese aus ihrer Erpressbarkeit aufgrund der Massenarbeitslosigkeit und aus der Zwickmühle der Unvereinbarkeit einer Vertretung von Arbeitnehmerinteressen einerseits und von Interessen Arbeitsloser andererseits befreite und ihnen erlaubte, sich auf das für sie einzig glaubwürdige »Kerngeschäft« der Vertretung von Arbeitnehmerinteressen zu konzentrieren; den Eltern und Alleinerziehenden, die in Belangen der Familie und der Kindererziehung, wie anhand des Falls der Frau K. bereits geschildert, gegenüber der Sphäre der Erwerbsarbeit an Unabhängigkeit gewinnen würden und einen viel größeren Spielraum im Umgang mit dem besonders für Frau-

en sich stellenden Problem der Vereinbarkeit von Familie und Beruf hätten; den Existenzgründern, die einen größeren Freiraum erhielten, ihre Ideen zur Marktreife zu entwickeln und Anfangsschwierigkeiten ökonomisch zu überstehen; den Studenten, da für diese die finanzielle Abhängigkeit vom Elternhaus, von Stipendiengabern und vom BAföG-Darlehen gewährenden Staat grundsätzlich verschwände, weil die für ein anspruchsvolles Bildungsstudium im Humboldtschen Sinne (mit einem krisenhaften Bildungsprozess unter Bedingungen der Muße) nötige Entlastung von ökonomischen Zwängen flächendeckend und ohne zeitliche Limitierung vorläge und das im Hinblick auf Bildung im echten Sinne so bornierte verbetriebswirtschaftlichte gesellschaftliche Klima nicht mehr da wäre, sodass ein echtes Bildungsstudium grundsätzlich wieder als legitimiert gälte. Weitere gesellschaftliche Gruppen könnten genannt werden. Und auch Frau K. würde ja durch das veränderte gesellschaftliche Klima: durch das Verschwinden der »depressiven Stimmung«, der Restitution der freien Berufswahl und dem Ende des verbetriebswirtschaftlichten Diskurses indirekt profitieren.

Fallvergleich

Die Darstellung der Fallrekonstruktionen ist soweit abgeschlossen. Wir haben drei exemplarische Fälle und damit zugleich auch drei Typen präsentiert, die sehr unterschiedlichen Lebensmilieus angehören und ein breites Spektrum abdecken: Den Spanier Herr S., der den Typus des männlichen Jugendlichen aus einer traditionellen Einwandererfamilie repräsentiert, die angehende Polizistin Frau G., die für das in einer tiefen Krise befindliche traditional-ländliche Milieu Deutschlands steht und in gewisser Weise den Typus des »Normalbürgers« verkörpert sowie die dem modernen, großstädtischen Bildungsmilieu zugehörige hochautonome und stark individuierte Professorentochter Frau K. Herr S. repräsentiert mit seinem nur nachträglich im Rahmen einer sozialpädagogischen Hilfsmaßnahme erlangten Hauptschulabschluss, seiner zeitweiligen Arbeitslosigkeit als Ungelernter und seinem heutigen Status als Auszubildender in einem speziellen Eingliederungsprogramm für Benachteiligte zugleich die untere Bildungsschicht (auch wenn er sich aus dieser Schicht womöglich noch herausarbeitet), welche von der Arbeitsmarktkrise am stärksten betroffen ist. Angehörige dieser Schicht haben statistisch gesehen die schlechtesten Arbeitsmarktschancen und am wenigsten die Möglichkeit, gegenüber der stigmatisierenden Qualität von Arbeitslosigkeit intellektuell eine gewisse Resistenz aufzubauen und eine arbeitslose Zeit gegebenenfalls mit einem individuierten Lebenssinn zu füllen. Daher drohen hier spätestens im Falle der dauerhaften Arbeitslosigkeit Sozialpathologien und anomische Erscheinungen.

Bei der Gymnasiastin Frau G. dagegen ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass sie ihr Ziel, eine gesicherte Position als Beamtin im Polizeidienst, erreichen wird. Sie geht mit ihrer traditionellen, ganz formalistischen und pharisäerhaft-selbstgerechte Züge tragenden Leistungsethik, die durch ihre reformiert-protestantische Herkunftsregion geprägt ist, bislang erfolgreich konform mit dem verbetriebswirtschaftlichten öffentlichen Diskurs und dessen Verhaltenserwartungen gegenüber Erwerbspersonen. Die Professorentochter schließlich verfügt mit ihrer Schulbildung, ihrem bildungsbürgerlichen Elternhaus und dem großstädtischen Umfeld über die größten beruflichen Möglichkeiten und mit ihrer entwickelten Autonomie zugleich über eine enorme Resistenz und Distanz zum öffentlichen Diskurs und zu dessen Beschränkungen. Die drei Fälle entsprechen weitgehend der von David Riesman 1950 in seiner berühmten, heute viel zu sehr in Vergessenheit geratenen kultursoziologischen Studie »The Lonely Crowd« entwickelten typologischen Unterscheidung zwischen »anomischen«, »angepassten« und »autonomen« Charakter- bzw. Habitusformationen, eine exhaustive Unterscheidung, die das gesamte Spektrum an möglichen Fällen abdeckt und dialektisch ein Kontinuum von Übergängen unterstellt, sodass der je konkrete Fall näherungsweise einem der drei Typen zuzuordnen ist.⁹ Herr S. entspricht weitgehend dem anomischen Typus, weil er einer Schicht angehört, die in ihrer Traditionsorientierung der Arbeitsmarktkrise mehr oder weniger ausgeliefert ist und große Schwierigkeiten hat, den aktuellen Forderungen des Arbeitsmarktes zu genügen. Frau G. ist auf dem Wege, in der Arbeitsmarktkrise zu reüssieren, weil sie an die Forderungen des Arbeitsmarktes gut angepasst ist und mit diesen auch innerlich weitgehend konform geht.¹⁰ Frau K. verfügt über noch bes-

9 David Riesman, *The Lonely Crowd. A study of the changing American character*. New Haven & London, Yale University Press, 1963 (8. Aufl.), Kapitel 12, S. 239-260: »The ›adjusted‹ are those (...) who respond in their character structure to the demands of their society or social class (...). Such people fit the culture as though they were made for it, as in fact they are. (...) the adjusted are those who reflect their society, or their class within the society, with the least distortion. (...) In each society those who do not conform to the characterological pattern of the adjusted may be either anomic or autonomous. (...) My use of anomic, (...) covers a wider range than Durkheim's metaphor: it is virtually synonymous with maladjusted (...). The ›autonomous‹ are those who on the whole are capable of conforming to the behavioral norms of their society—a capacity the anomics usually lack—but are free to choose whether to conform or not.« (S. 241 f.)

10 Das schließt nicht aus, dass sie mit ihrem krisenvermeidenden, auf das traditionale Herkunftsmilieu setzenden Verhalten im Alltag des Polizeidienstes erhebliche Schwierigkeiten in der Problembewältigung bekommt.

sere Möglichkeiten als Frau G., den Forderungen des Arbeitsmarktes gerecht zu werden, aber behält gegenüber diesen trotzdem eine große innere Distanz. Sie versucht, die Arbeitsmarktchancen so realistisch wie möglich in Rechnung zu stellen, ohne dabei ihre individuierten Berufsträume und ihre eigenen Ziele aufzugeben und ohne die Deutungen und »guten Ratschläge« des verbetriebswirtschaftlichten öffentlichen Diskurses einfach zu übernehmen. Herr S. und Frau K. haben gemeinsam und unterscheiden sich darin von Frau G., dass sie beide von einer an die Forderungen des Arbeitsmarktes und der Arbeitsmarktkrise im Riesmanschen Sinne *angepassten* Habitusformation *abweichen*. Während diese Abweichung jedoch bei Herrn S. auf einem Defizit an Möglichkeiten beruht, gründet sie bei Frau K. umgekehrt in einer sehr avancierten Autonomie. Sie verkörpert den Fall mit dem größten lebenspraktischen Innovationspotential.

Fallübergreifend lässt sich festhalten: Das in den Analysen zutage tretende Ausmaß der Verunsicherung der jetzigen Generation von Adoleszenten durch die Arbeitsmarktkrise ist erstaunlich groß und bereits sehr viel weiter in ihren Alltag vorgedrungen, als das noch bei den »No Future«-Adoleszenten Ende der 1970er Jahre der Fall war, die in Gestalt der »Akademikerarbeitslosigkeit« als erste Adoleszentengeneration mit der Mitte der 1970er Jahre entstandenen strukturellen Massenarbeitslosigkeit konfrontiert worden sind.¹¹ Um dieser Verunsicherung nicht anheim zu fallen und um erfolgreich eine moderne, neigungsorientierte, individuierte Berufsfindung mit einem Bildungsmoratorium, das seinen Namen verdient, gegen die widrigen äußeren Umstände durchzuhalten, sofern man dies je individuell überhaupt möchte, bedarf es einer besonderen Widerstandsfähigkeit, eines hohen Maßes an Autonomie und Selbstvertrauen, wie es bei der Professorin Tochter anzutreffen ist. Angesichts der immer weiter fortschreitenden Einschränkung der Spielräume für ein adoleszentes Bildungsmoratorium, das in dem ver-

11 In den Ergebnissen der neuesten Shell-Jugendstudie kommt diese Entwicklung nur auf eine vergleichsweise blasse Weise zum Vorschein, was wohl vor allem darauf zurückzuführen ist, dass in ihr nach wie vor ein antiquierter Methodenansatz zur Anwendung kommt, bei dem die repräsentative Befragung den Kern bildet und Fallbeschreibungen – von stringenten Fallrekonstruktionen kann man kaum sprechen – bloß einen ergänzenden Status haben. Ertragreicher wäre es, Fallrekonstruktionen im Sinne einer fallibilistischen Methodologie wie der Objektiven Hermeneutik ins Zentrum zu stellen und darüber hinaus gegebenenfalls aus den Ergebnissen dieser Untersuchung eine analytisch-empirisch informierte, daher gezieltere und in den Ergebnissen auch aufschlussreichere repräsentative Befragung anzuschließen. Hurrelmann, Klaus & Deutsche Shell-Aktiengesellschaft. Jugendwerk. (2006): *Jugend 2006: eine pragmatische Generation unter Druck*. Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch.

betriebswirtschaftlichen öffentlichen Diskurs der letzten Jahre kaum noch in seinem Eigenwert als zentraler Ort der Entstehung des Neuen und des gesellschaftlichen Fortschritts zur Geltung gekommen ist, erscheinen Adoleszente wie die Professorin Tochter gesamtgesellschaftlich eher als »heroische« Einzelkämpfer, die nicht einmal mehr an Universitäten als Normalfall gelten können, an denen mittlerweile vielmehr der an die allgemeine Verbetriebswirtschaftlichung angepasste »Bachelor-Master«-Student kulturell dominiert, der verschulte Seminare besucht, um dort zieleffizient die für seinen Abschluss benötigten Scheine zu erwerben, ohne sich in nennenswerter Weise für offene Forschungsfragen zu interessieren bzw. ohne es sich leisten zu können, einem solchen Interesse nachzugehen.¹² Innerhalb der Adolozentengeneration sind allerdings auch Ansätze eines gemeinschaftlichen Engagements gegen die zunehmenden Einschränkungen des adoleszenten Moratoriums sichtbar geworden: etwa im Protest französischer Schüler und Studenten im März 2006 gegen das von Premierminister De Villepin zu Beginn des gleichen Jahres im französischen Parlament als Maßnahme gegen die hohe Jugendarbeitslosigkeit angekündigte Gesetzespaket »Loi pour l'égalité des chances«¹³ (»Gesetz für die Chancengleichheit«) und auch – unter ganz anderen, föderalen bzw. nicht-zentralistischen Bedingungen und mit einer völlig andersartigen politischen Kultur – im Widerstand deutscher Schüler und Studenten gegen die Einführung von Studiengebühren, insbesondere in Hessen im Sommer und Herbst 2006. Auch der politische Diskurs der Öffentlichkeit scheint sich seit dem Ende der Schröder-Ära, die im Rückblick als Hochzeit des bornierten verbetriebswirtschaftlichten Diskurses und einer deformierten Öffentlichkeit (Stichwort »Talkshow Sabine Christiansen«) erscheint, allmählich zu öffnen, was sich nicht zuletzt an der in Gang gekommenen öffentlichen Debatte über den Vorschlag eines bedingungslosen Grundeinkommens zeigt. Und das seit langem von einigen vorhergesagte Zusammenbrechen des angelsächsischen Wirtschaftens auf Pump, wie es sich anlässlich des Platzens der Kreditblase auf dem Häusermarkt und der daraus resultierenden allgemeinen Krise der Finanzwirtschaft

12 Zu diesem Studententypus wird aller Voraussicht nach auch die angehende Polizistin Frau G. auf einer ihrem Berufswunsch gemäßen Fachhochschule gehören, die aus ihrem rigide-»berufspraxisorientierten« Desinteresse für universitäre Forschungspraxis im Interview keinen Hehl macht und nur deswegen studieren will, weil sie ihren Schulabschluss, die »Hochschulreife«, statusmäßig ausschöpfen möchte.

13 Dazu gehörte nicht nur der in der Presse häufig genannte »Contrat Première Embauche« (CPE, dt. Erstanstellungsvertrag) mit einer zweijährigen Probezeit ohne Kündigungsschutz für junge Erwerbstätige bis 26 Jahre, sondern auch die Herabsetzung des Mindestalters zum Eintritt ins Arbeitsleben von 16 auf 14 Jahre.

ereignet, hat dem verbetriebswirtschaftlichten, manchmal als »neoliberal« bezeichneten Denken mittlerweile sogar in ganzer Breite seinen letzten Kredit geraubt, wie es scheint, sodass es so aussieht, als komme allmählich eine ganze Ära an ihr Ende.

Olaf Behrend
Wolfgang Ludwig-Mayerhofer
Ariadne Sondermann
Kritik der reinen Aktivierung

Analysen zu Praxis und Deutungsmustern
professioneller Arbeitsvermittler und Arbeitsloser
mitsamt Überlegungen zu sozialpolitischen Folgen
eines bedingungslosen Grundeinkommens

Die Arbeitsmarktpolitik der Bundesrepublik hat in den vergangenen Jahren einen Pfad eingeschlagen, dessen Richtung sich mit Blick auf das Thema dieses Bandes als »Nein« zu einem bedingungslosen Grundeinkommen charakterisieren lässt, das klarer und eindeutiger ist denn je. Gewiss: Transferleistungen, die an keinerlei Bedingung geknüpft waren, hat es für arbeitsfähige Personen im Erwerbsalter auch vorher nicht gegeben. Schon immer war die finanzielle Absicherung bei Arbeitslosigkeit an die Bedingung geknüpft, dass die Arbeitslosenunterstützung Beziehenden uneingeschränkt dem Arbeitsmarkt zur Verfügung stehen mussten. Ebenso konnten Personen, die Sozialhilfe bezogen, zu öffentlichen Arbeiten (als sog. »Hilfe zur Arbeit«) herangezogen werden, sofern dem nicht Faktoren wie Krankheit oder betreuungsbedürftige Kinder entgegen standen, eine Möglichkeit, die seit Mitte der 1990er Jahre vermutlich (denn genaue Zahlen fehlen) verstärkt genutzt wurde, um die »Arbeitswilligkeit« der Hilfeempfänger zu prüfen (siehe etwa Voges et al. 2001). In der Praxis der Arbeits- und Sozialverwaltungen aber und auch in manchen gesetzlichen Grundlagen wurde diese recht eindeutige Verknüpfung des Leistungsbezugs mit entsprechenden Verhaltensanforderungen an die Arbeitslosen unterschiedlich stark durchgesetzt. So galten lange Zeit Regelungen des Berufs- und Qualifikationsschutzes, denen zufolge die Arbeitslosen keine Stellen annehmen mussten, die deutlich unter ihrem bisher erreichten Qualifikationsniveau lagen oder die mit einem Berufswechsel verknüpft gewesen wären, Regelungen, die allerdings spätestens 1998 schon sehr stark eingeschränkt wurden (und heute im SGB II überhaupt nicht mehr und im SGB III nur sehr abgeschwächt gelten). Ebenso waren angesichts des enormen Mangels an verfügbaren Stellen Arbeitslose, die sich nicht intensiv um einen Arbeitsplatz bemühten, vielerorts wenig Druck ausgesetzt, standen doch immer Arbeitslose in mehr als ausreichender Zahl zur Verfügung, die sich gerne auf die vorhandenen Stellen bewarben.

Die »Hartz-Reformen« stellen nun in ihrer Orientierung an der Ma-